

Ein Schicksal

In einer erschütternden Mischung von guter Vergangenheit und schicksalhafter Verwahrlosung kam sie über den Bahnhofplatz gegangen, wie ohne Ziel und inneren Halt. Mechanisch hielt ihr Arm einen strapazierten, aber soliden Mantel, ein Leihbibliothekbuch und eine untadelige Handtasche. Um den schwächlichen Körper hing ein verwaschenes Sommerkleidchen. Aus dem einst weißen Halskragen erhob sich müde ein fein geschnittener Kopf. Mit seinen hellblauen Augen mag er noch vor kurzem in manches Herz einen Strahl seelenvoller Schönheit gezündet haben. Heute ist der Blick erloschen.

Die schmalen Lippen schließen sich noch fester, als ich das Mädchen, das mir hungrig scheint, zu einem Kaffee einlade. Erst auf einiges Zureden antwortet sie, knapp und mit verhaltener Bitterkeit. Gerade jetzt komme sie von dem Restaurant, wo sie nach einer Verabredung der letzten Woche heute als Küchenmädchen hätte eintreten wollen. Die Frau habe aber inzwischen eine andere Kraft eingestellt. — Und was sie nun zu tun gedenke? Nichts! Gestern sei sie schon am See gestanden, weil sie keinen Ausweg mehr wisse. Sie fände ja keine Arbeit mehr. Ich nenne ihr einige Adressen, wo sie gewiß Rat und teilnehmendes Verständnis finden werde. — Nein! Ich erbiete mich, sie hinzubegleiten. Apathisch schüttelt sie den Kopf.

Schließlich läßt sie sich bewegen, auf einer nahen Bank abzusetzen. Auf behutsam tastende Fragen erfahre ich in einzelnen widerstrebend gegebenen Bruchstücken ihre Geschichte. Und ich kann sie nun etwas genauer beobachten. Sie ist kaum zwanzig Jahre alt. Der Gram jedoch hat ihr Gesicht viel älter gemacht. Ein verstohlener Blick in ihre Handtasche, der sie ein reich gesticktes Taschentuch entnimmt, läßt auf eine gehobene Lebenshaltung schließen. Ihre zarten Hände mit den Spuren einstiger Pflege scheinen nicht an schwere Arbeit gewöhnt. So glaube ich ihr gerne, daß sie Ladentochter war. Wenn sich bisweilen über dem Erzählen ihre blauen Augen ein wenig beleben, offenbaren sie wider Willen etwas von tieferem Gemüt und von hart verhaltenem Leid. Es ist gewiß noch nicht lange her, daß sie ein zierlich Geschöpf von entschiedener Anmut und von Seele war. Aber gerade das scheint ihr zum Verhängnis geworden zu sein. Das unerfahrene Kind geriet unter den Einfluß eines viel älteren, gewissenlosen Mannes. Er wurde schließlich in einem Arbeitshaus zwangsversorgt, die werdende Mutter aber, von ihren Eltern, hablichen, Bauersleuten, verstoßen. Von allen verlassen, gebar sie in einem Kantonsspital vor einigen Monaten

Zwillinge, die starben. Ihre gute Anstellung hatte sie endgültig verloren. Schnell ging es abwärts. Sie mußte sich mit gelegentlichen Aushilfen als Küchenmädchen in Wirtschaften begnügen und zwischenhinein immer wieder von ihren kleinen Ersparnissen zehren. Eine feste Unterkunft hat das Mädchen längst nicht mehr. Seit sechs Wochen steht ihre Habe, die gewiß manch gutes Stück enthält, in einem Koffer des Bahnhofs. Woher sollte sie je das Geld zusammen bekommen, ihn einzulösen? Demnächst wird er versteigert werden. Dann besitzt sie nichts mehr, als was sie auf dem Leibe trägt.

Zu essen hat sie oft tagelang nichts. Manchmal „schenkt“ man ihr eine Kleinigkeit, die sie vor allem zum Uebernachten in der Heilsarmee braucht. Sie hat aber auch schon wiederholt obdachlos durch die nächtlichen Straßen irren müssen. Die Wartsäle des Bahnhofs sind ja von Mitternacht ab geschlossen. An Ansprachen von „Herren“ wird es natürlich nicht gefehlt haben. Doch gewann ich den Eindruck, daß sie wirklich nur aus ärgster Not und mit innerem Widerstreben darauf eingegangen sein dürfte. Sie hat nichts von einem „leichten Wesen“. Auch nicht die fast berufsmäßige Resignation derer, die sich damit abgefunden haben.

So typisch nach meiner Erfahrung der Fall für viele andere ist, so hat er doch das besonders Erschütternde, daß hier ein ungewöhnlich feiner Charakter durch die Arbeitslosigkeit zerbrochen worden ist. Einzelne Leser mögen zwar das Mädchen ihrer Teilnahme für unwürdig halten, weil es sich mit einem Manne eingelassen. Doch für solche selbstgerechten Leute schreibe ich nicht. Andere mögen meinen, hier handle es sich nicht eigentlich um Not aus Arbeitslosigkeit. Denn das Mädchen habe ja seine Stellung nicht infolge der Krise verloren. Gewiß. Aber es hat nach ihrer Entbindung infolge des allgemeinen Arbeitsmangels keine Beschäftigung mehr finden können. Und das ist das Entscheidende.

Doch bleibt noch ein Einwand: In Wirklichkeit war die Situation gar nicht so hoffnungslos. Es sind genügend Fürsorgeinstanzen und einzelne Menschen vorhanden, solchen Unglücklichen zu helfen, sie über die schwerste Zeit hinweg zu bringen. Es hätte wohl gelingen können, der Tochter den Beistand ihrer Eltern, oder gar die Wiederaufnahme ins Elternhaus zu vermitteln. Gewiß! Und in diesem Sinne hat denn auch auf meine Bitte sofort im gleichen Augenblick eine hilfsbereite Stelle sich mit warmem Verständnis bemüht. Leider war das Mädchen nicht mehr aufzufinden.

Längst nicht immer handelt es sich um objektive Schwierigkeiten des Helfens, sondern um die subjektiven Hindernisse, die in dem schicksalbetreffenen Menschen liegen und ihm den Weg zurück ins Freie versperrten. Mein Bericht soll nicht die Gesellschaft anklagen, als ob sie achtlos Mitbürger zugrunde gehen ließe. Er soll nur anregen, nach immer neuen Formen zu suchen, wie sich Hilfe bereit stellen, wie

sich der Not nachgehen lasse. Das ist die ewige Mahnung der Menschlichkeit: Augen und Herz offen zu halten. Erst langsam offenbart sich in einem erfahrungsreichen, schmerzlich bewegten Leben der tiefe Sinn von Gottfried Kellers edlem Wort:

Man hat nur dann ein Herz,
Wenn man es hat für andre.

R. E.

MENSCH IM ALLTAG

AUS DEM TAGEBUCH DES GOTTLIEB STUCKI

Die letzte Pflicht. Großmutter Müller lag mit achtzig Jahren schwer krank; der Arzt glaubte, sie trösten zu müssen und sagte: „Geduld, Mutter Müller, wir bringen Euch wieder auf die Beine.“ Sie aber, die aus dem Außerrhodischen kam, warf den Kopf gegen die Wand und brummte unwillig: „Nüts, jez wird gschorbe!“ Das war fünf Jahre vor ihrem Tode.

Ein Stück Leben. Aus eigenem Verschulden einen Freund eingebüßt, da ich die Kraft nicht hatte, ihn zu behalten —: ein Stück eigenen Lebens verloren; das schwächt! — Der Tod raubt dir einen Freund —: auch das ist ein Verlust, doch kein Verarmen; denn ein Stück Leben kehrt zu dir und in deine Verantwortung zurück.

Scherz als Leistung. Pfarrer K., der vor Jahren im Innern Chinas missionierte, hatte ein sehr weites Gebiet zu betreten und ritt oft stunden- und tagelang von Dorf zu Dorf durch sein weiträumiges Kirchensprengel. Einmal geriet ihm das Warenbuch eines europäischen Versandgeschäftes in die Hände, und er fand darin unter all dem Vielerlei auch Blasinstrumente abgebildet und zum Verkaufe angeboten. Er bestellte sich eine Trompete, und tatsächlich traf nach Wochen auf der Station ein glänzendes, neues Piston ein. Nun lernte der Mann blasen, und als er es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, nahm er fortan sein Instrument unter den Arm, wenn es auf Missionsfahrt ging. Traf er in einem der weitläufigen Dörfer ein, riefen seine hellen Fanfaren die Neugierigen von den Feldern und aus den Hütten zu Predigt und Andacht. Einmal, als eines der Dörfer von berufsmäßigen Räubern ausgeplündert wurde, geriet auch unser Missionar in Gefangenschaft, wurde ins Gebirge verschleppt und sollte wohl als

Geisel mißbraucht werden. Zwar wußte er sich zu seiner eigenen Ueberraschung dank seinem wunderlichen Spielzeug bei den wilden Gesellen Respekt zu verschaffen; denn er hatte bemerkt, daß man sein blitzendes Gerät für eine Art Maschinenpistole hielt, und er ließ die Kerle bei ihrem Glauben, der ihm nützlich schien. Als dann nach etlichen Tagen der Anführer zur Bande stieß, stach dem Begehrlichen das schmucke Ding gleich in die Augen, und er forderte unsern Mann auf, die Waffe vorzuführen. Ein Faßdeckel als Zielscheibe wurde an einen Baum gelehnt, und die ganze Bande hatte sich wie zu einem Feste eingefunden. Der Gottesmann in seiner Not preßte den Trichter seines Pistons gegen die Brust, legte die Finger auf die Spielklappen und zielte mit dem Mundstück gegen den Baum. „Schieß zu!“ forderte der Anführer; und der arme Missionar, der den Schwindel ja nicht selbst erdacht, ihn jedoch nicht berichtigt hatte, wartete auf eine Eingebung, die ihm aus der Verlegenheit hätte helfen können. Den Betrug eingestehen? Aber welches war dann sein Los? Nun, er baute auf den Sinn für Scherz, den er oft bei Hohen und Niedern in China getroffen hatte, hob das Piston an die Lippen und blies den Genarrten ein Lied vor. Ob's ein frommer Choral war und er rein geklungen hat, wissen wir nicht; aber die Wirkung der Töne sei verblüffend gewesen, so hat uns der Missionar versichert: der Anführer lachte zu dem Streiche, daß seinem Roß der Bauch wackelte, und die verdutzten Räuber drückten sich beschämt beiseite. Drauf mußte der Missionar dem vergnügten Anführer beim Weine Bescheid tun und bekam als freier Mann ein bewaffnetes Geleite in die Ebene hinab. Das Piston, in unverschrtem Nickelglanze, hängt heute in der Pfarrstube des heimgekehrten Missionars im Bernbiet.



Der Krieg in Ostasien

*Japanisches Telegramm-
bild aus Singapur:*

*Japanische Truppen im
Siegesjubiläum angesichts
der eroberten Stadt*

